

Wolfram von Eschenbach.

(Erinnerung an sein Todesjahr um 1220.)

Im Anfang des Jahres 1784 veröffentlichte der Schweizer Christoph Heinrich Myller, Professor am Joachimstaler Gymnasium in Berlin, den 3. Band seiner Altdeutschen Dichtungen und übersandte ein Exemplar an den König Friedrich II. Nach kurzer Zeit erhielt er von diesem die folgende Zuschrift:

„Hochgelahrter, lieber, getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. u. 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver wert; und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde ich solches elendes Zeug nicht dulden; sondern herauschmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht, Ew. sonst gnädiger König Frh. Potsdam, den 22. Februar 1784.“

Die Dichtung, auf welche dieses unwirksame Schreiben des Herrschers sich bezieht, ist nicht, wie oft gesagt wurde, das Nibelungenlied gewesen, sondern der „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach¹. Um über den Inhalt und Wert dieser Dichtung aus dem mittelhochdeutschen Text sich ein Urtheil zu bilden, dafür besaß der vielbeschäftigte Preussenkönig, der noch im Jahre 1780 eine Schrift über die deutsche Literatur in französischer Sprache verfaßt hatte, weder das Interesse noch die Kenntnisse. Vielleicht war es gerade die Unmöglichkeit, auch nur die ersten Zeilen des schwierigen Buches zu verstehen, was seine Ungeduld auslöste. Keinesfalls also gründete sich das Verwerfungsurtheil auf eine genaue Sachkenntnis. Indessen ist es kaum zweifelhaft, daß auch eine genauere Einsicht in den Inhalt des „Parzival“ bei einem Manne wie Friedrich II. keine größere Werthschätzung für den Dichter zur Folge gehabt hätte. Man kann sich nämlich schwerlich einen grelleren Kontrast in der gesamten Welt- und

¹ Zarncke, Bericht der Verhandl. d. sächf. Ges. d. Wissensch. 1870, 203 f.

Lebensanschauung vorstellen, als er zwischen diesen zwei, durch fünf Jahrhunderte voneinander getrennten Geistesriesen obwaltet, die durch ihre Herkunft aus derselben engeren und engeren Heimat miteinander verbunden sind. In dem einen verkörpert sich die ideale Weltanschauung des christlich-deutschen Mittelalters in urwüchsigter Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, in dem andern jene grundsätzliche Abkehr vom Jenseitsgedanken, die im englischen Deismus, im französischen Freidenkertum und in der deutschen Aufklärung zur „modernen“ Lebensauffassung ausgebaut worden ist. Schon dieser scharfe Gegensatz in einer Frage, die ihre entscheidende Bedeutung für das Sein und Glück eines Volkes auch heute nicht verloren hat, beweist uns, daß die Jahrhundert-Erinnerung an den großen Eschenbacher zeitgemäß und lehrreich sein dürfte.

Wolfram von Eschenbach. Eine ernste, mächtige Gestalt ist es, welche sich auf diesen Anruf im Halbdunkel des fernen Mittelalters vor unserem geistigen Auge emporreckt. Leider ist es uns nicht vergönnt, das volle Tageslicht einer urkundlich verbürgten Lebensgeschichte auf das majestätische Bild fallen zu lassen. Keine unmittelbare Geschichtsquelle, keine gleichzeitige Urkunde oder Chronik gibt einen Aufschluß über Wolframs Person. Bloß aus gelegentlichen Angaben oder Anspielungen in seinen Dichtungen müssen wir auf des Dichters Lebensverhältnisse schließen, aus dem Gehalt und der Form seiner Schöpfungen aber das Bild seiner persönlichen und künstlerischen Eigenart zusammenstellen. Er erscheint uns wie die Sonne hinter der Wolke, wie der Lichtkörper hinter dem Leuchtbild. Nur aus der Größe und Form des Schattens, den er in seine Werke wirft, kann seine Menschen- und Dichtergröße gemessen werden.

Der Dichter des „Parzival“, des gehaltvollsten Nitterepos aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, nennt sich Wolfram von Eschenbach. Auch der Dichter des „Willehalm“, eines Kreuzfahrer-Epos, bezeichnet sich mit dem gleichen Namen und stellt sich dabei als der Verfasser des Parzival vor. Sprache und Kunstform der beiden Gedichte bekunden übrigens hinreichend einen und denselben Urheber. Durch das Zeugnis der Handschriften werden außerdem noch zwei Liturel-Lieder und etwa acht Minnelieder mit dem Namen des Eschenbachers in Verbindung gebracht. Diese Schöpfungen verraten alle einen bedeutenden Dichter. Über dessen Person und Lebensschicksale bieten sie aber naturgemäß bloß spärliche Einzelheiten, oft nur indirekte, allgemeine Andeutungen. Aus diesen zumeist hat nun die emsige Literaturforschung des 19. Jahrhunderts ein kleines Lebens-

bild zusammengewoben, das im ganzen wohl auf geschichtliche Wahrheit oder größte Wahrscheinlichkeit Anspruch machen darf. Die gelehrten Bücher und Abhandlungen, in denen dieses bescheidene Ergebnis zutage gefördert wurde, sind jedoch so zahlreich, daß ihre Aufzählung an dieser Stelle unterbleiben muß. Die wenigen unserer Leser, die auf Literaturangaben Wert legen, können solche in den neueren Parzivalausgaben von Herz oder Piper reichlich finden.

Weder Geburts- noch Todesjahr des großen Eschenbachers ist uns überliefert. Lediglich durch äußerst mühsame Untersuchungen und Vergleichen über die Entstehungszeit des „Parzival“ und „Willehalm“ wurde festgestellt, daß wir den Anfang seines Lebens zwischen 1160 und 1170, das Ende keinesfalls nach 1220, aber auch nicht lange vor diesem Jahr ansetzen dürfen.

Nach einem Gebrauch der höfischen Dichter, den Hartmann von der Aue im „Armen Heinrich“ so naiv begründet, hat auch Wolfram von Eschenbach seinen vollen Namen in den beiden Epen ausdrücklich und wiederholt genannt (Parzival II 166; IV 175; XVI 1213. Willehalm I 109). Allein der Name für sich gäbe uns über die Heimat seines Trägers ebensowenig Auskunft wie bei Walter von der Vogelweide. Wie man Vogelweidehöfe nicht bloß in Tirol, sondern auch in Franken, Österreich, Böhmen und in der Schweiz kennt, so findet man den Ortsnamen Eschenbach fast in allen mittel- und süddeutschen Ländern, in der Rheinpfalz, in Thüringen, am Main, am Neckar, in der Schweiz. Schon bei den Meisterängern z. B. wird Wolfram von Eschenbach als „grober Schweißzer“ aufgeführt. Glücklicherweise sind alle diese Gegenden durch Wolframs Selbstzeugnis abgeschlossen. Er stellt sich (P. III 153) seinen Lesern ausdrücklich als Bayer vor. Bayern besitzt in der Tat den Namen Eschenbach, und zwar in dem Gebiet, auf das uns auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten unseres Dichters hinweisen, im bayerischen Nordgau, dem die heutigen Regierungsbezirke Oberpfalz und Mittelfranken entsprechen. Nun hat zwar wiederum sowohl die Oberpfalz als auch Mittelfranken mehrere Eschenbach. Aber der Dichter verrät durch einige Bemerkungen, daß ganz bestimmt Mittelfranken ihm näher lag. Dort finden sich auf wenige Stunden im Umkreis beisammen mehrere Ortschaften und Gegenden, die er zu humorvollen Vergleichen in seine Schilderungen einfließt und die ihm aus unmittelbarem Erleben wohl bekannt und vertraut gewesen sein müssen. So Abenberg, das Schloß Abenhere mit seinem zerstampften Turnieranger (P. V 103), Dolln-

stein, Tollenstein mit den Fastnachtsturnieren seiner Marktweiber (P. VIII 338), Wasser-Trüdingen, Truhendingen, wo auch schon damals die Krapfen in der Pfanne schmorten (P. IV 162), Nördlingen am Rieß, Nordelinge, mit seinen breiten Flachsflügel (W. VI 795). Die Sandgegend von Pleinfeld gegen Nürnberg, die er (W. IX 750) unter dem Namen Sant erwähnt, trägt noch heute diesen Namen. Ebenso hat ein Wald zwischen Ansbach und Ellwangen noch die Bezeichnung Virgunt, die schon W. VIII 812 steht. All diese Örtlichkeiten weisen uns nach der Ansbacher Gegend, wo an einem rechtsseitigen Zufluß der Fränkischen Rezat nahe beieinander die Dörfer Unter- und Mittelschenbach und das Städtchen Oberschenbach liegen. Das ist die Heimat Wolframs.

Aus dem Namen nun hat man im vorigen Jahrhundert gefolgert, daß Wolfram dem Adelsgeschlechte derer von Eschenbach entstamme, und zwar als jüngerer Sprosse, wie seine Armut beweise und seine besondere Teilnahme für den vom gleichen Los betroffenen Gahmuret. Allein die Schlußfolgerung ist übereilt. Des Dichters Zeitgenosse und Verehrer Wirnt von Grabenberg nennt ihn schlechthin „Wolfram, der weise Mann von Eschenbach“. Bei einem adeligen Herrn hätte sich Wirnt mit dieser Titulatur sicher nicht begnügt. Ferner ist eine Adelsfamilie mit dem Stammsitz in Eschenbach nicht nachzuweisen, wohl aber gab es in Eschenbach und Umgegend im 13. Jahrhundert ein Ministerialengeschlecht, in dem der Personenname Wolf, Wolfelin und Wolfram öfter vorkommt (J. B. Kurz). Als Herren von Eschenbach sind am Ende des 12. und am Anfang des 13. Jahrhunderts die Grafen von Wertheim und Rieneck nachgewiesen, während das Oberlehnrecht noch dem Bischof von Eichstätt zustand. Nun aber bezeichnet Wolfram gerade einen Grafen von Wertheim als seinen Herrn (P. IV 142). Der Ausdruck *min herre* (nicht *min hêr* wie III 827) wird schwerlich bloße Höflichkeitsformel sein und in Verbindung mit den angegebenen Gründen bestätigt er, daß Wolfram Dienstmann zu Eschenbach gewesen; ähnlich wie Hartmann von der Aue über sich selbst berichtet: *dienstman was er ze Owe*. In solchem Dienstverhältnis standen nicht bloß unfreie Mannen, sondern sehr oft die ärmeren Sprößlinge der freien Ritterschaft. Und Wolfram entstammt einem Rittergeschlechte; anders kann seine bestimmte Aussage nicht aufgefaßt werden: *schildes ambt ist min art* (P. II 1695); denn *schildes ambt* bedeutet in der Hohenstaufenzeit die ritterliche Genossenschaft, und *art* ist die Herkunft, der angeborene Stand. (Vgl. P. I 215; W. VI 85.) Daß

er auch die persönliche Ritterwürde, die mit der Abstammung nicht gegeben war, durch den Ritterschlag erlangt hat, zeigt der Zusammenhang der angeführten Stelle, ferner sein Titel *hêr* und die Tatsache, daß er ein Wappen führt.

Der ritterlichen Herkunft entsprechend war die Erziehung, die Wolfram erhalten hat. Es war eine zielbewußte Vorbereitung für den ritterlichen Waffendienst und eine sorgfältige Schulung in den höfischen Gesellschaftsformen, unter denen vor allem die Regeln des höfischen Frauendienstes einen wichtigen Bestandteil bildeten. Daß er diese Ausbildung nach ihrem ganzen Umfang sich angeeignet hat, dafür bürgen die lebenswahren, hingebenden Schilderungen von Ritterleben und Ritterspielen, die in seinen Werken unablässig wiederkehren, und seine nachdrückliche Versicherung, daß Ritterdienst ihm sogar höher stehe als die Gabe des Gesanges:

„Zum Schilbesamt ward ich geboren.
Sind Mut und Kraft an mir verloren,
So blühtet deren Sinn mir krank,
Die mich nur minnt um meinen Sang.
Werb' ich um edlen Weibes Minnen
Und kann ich ihrer Minne Solb
Mit Schild und Danze nicht gewinnen,
Sei sie mir mit nihten hold.“

(P. II 1695 ff. Übersetzung von Pannier.)

Schildesdienst und Minnedienst bilden das Ideal des Ritters, also auch den Inhalt der ritterlichen Sangeskunst. Die Sangeskunst selbst aber, insofern sie ein Teil der höfischen Bildung ist, beschränkt sich natürlich auf den Vortrag oder höchstensfalls auf die Abfassung höfischer Gesellschaftslieder. Auch Wolframs Minnesänge dürften die Überreste solcher höfischen Unterhaltungskieder sein. Sie gehören zu den bedeutungsvollsten ihrer Art. Aber Wolfram ist mehr als ein mittelmäßiger oder guter Minnesänger. Er ist eine überragende Dichtergröße, ein Hochgipfel in der Dichterkunst, um dessen Haupt die ganze Lichtfülle der mittelalterlichen Geisteskultur flutet. Seine Dichtung gleicht einem tiefen, klaren Bergsee, aus dessen Spiegel die gesamte Umwelt unseres deutschen Mittelalters in idealer Verklärung uns entgegenstrahlt. Ein Einblick in die Geistesentwicklung dieses Dichters wäre von größtem Interesse. Leider haben wir nur einige allgemeine Rückschlüsse und Vermutungen. Eine Schulbildung im eigentlichen Sinn hat er nicht erfahren. Seine Dichtungen strotzen von Hinweisen auf die Zustände und Sitten seiner Zeit; Schule oder schulanähnliche Ein-

richtungen aber finden sich nicht darunter. Auch unter der Führung eines wissenschaftlichen Jugendbildners oder Hofmeisters, der seine bunten Kenntnisse dem Zögling in angemessener Mischung und durch den täglichen Umgang übermittelt, pflegten Wolframs Standesgenossen nicht heranzuwachsen. Der magezoge, dem der Ritterknappe (daz kint) etwa im achten Lebensjahr, und der meisterknappe, dem er vom 14. an unterstellt wurde, hatten sich nur oder fast nur mit der körperlichen Erziehung und der kriegerischen und gesellschaftlichen Vorbildung des künftigen Ritters zu befassen. Aus Büchern hat Wolfram seine Kenntnisse auch nicht gewonnen; er konnte wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen weder lesen noch schreiben.

„Unkundig ist mir das Lesen —
Wie kundig andern es gewesen.“ (P. II 1711.)

„Was in Büchern steht geschrieben, —
Darin bin ich ungelehrt geblieben.“ (W. I 50.)

So lautet sein Selbstzeugnis, das nach dem Wortlaut und Zusammenhang des Textes nicht bloß die „Büchergelehrsamkeit“, sondern die Lesekunst überhaupt ausschließt. So kann er denn bloß durch mündliche Mitteilungen und persönliche Erfahrungen seine vielseitigen Kenntnisse und hohe Lebensweisheit erworben haben. Naturgemäß werden es besonders zwei Menschen gewesen sein, die sie ihm vermittelten, der Geistliche und der fahrende Sänger. Von ersterem geht jedenfalls das sichere, klare Wissen aus, das Wolfram in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre bekundet, vom zweiten seine Vertrautheit mit Inhalt und Form der einheimischen und französischen Ritterdichtung, mit der deutschen Volks Sage und Volksdichtung, insbesondere jene reiche, bunte Masse von Einzelkenntnissen aus Sage, Legende, Geschichte, Geographie, Astrologie, Naturkunde, Medizin, Magie usw., die er in seine Dichtungen verstreut. Daß diese Kenntnisse nicht aus systematischen Fachwerken stammen, sondern aus enzyklopädischen Sammlungen, hätte nicht einmal eines Nachweises bedurft.

Wolframs Lebensweise ergibt sich aus dem Stand und der besondern Veranlagung. Sie war im wesentlichen die eines fahrenden Ritters und Sängers, für den die Führung der Waffen zwar der ruhmvollere, aber seltenere, die Pflege der Sangeskunst aber der gewöhnliche und einträglichere Dienst gewesen sein wird. Das Leben des Dichters war demnach, zumal in den jüngeren Jahren, eine Wanderschaft von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, von Herberge zu Herberge. Andeutungen im „Parzival“

und „Willehalm“ berechtigen uns zu der Annahme, daß er auf diesen Sänger- und Ritterfahrten viele Gebiete des deutschen Vaterlandes, namentlich die südöstlichen Gaue desselben, aus eigener Anschauung kennenlernte, wie Speßart, Schwarzwald, Bodensee, Wechfeld u. a., sogar die grüne Steiermark muß ihm bekannt und teuer geworden sein (P. IX 1970). Ein längerer oder wiederholter Aufenthalt am sangesfrohen Hofe des freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg fällt in die ersten Jahre des 13. Jahrhunderts, wo er mit seinem groten Kunstgenossen Walter von der Vogelweide zusammentraf (P. VI 525 ff.; vgl. XIII 370 f.). Ein ruhigeres Dasein im eigenen Heim mit Weib und Kind hat er in seinen späteren Jahren gefunden. Dieses Heim dürfen wir uns freilich nicht als stattliches Schloß oder hochragende Felsenburg denken. Es war ein besseres Steinhaus (hus) auf einem kleinen Grundstück, das er als Lehen der Grafen von Wertheim oder als Erbgut seiner Frau besaß. Darin muß mitunter empfindliche Armut geherrscht haben, die der Dichter aber mit gutem Humor trägt. P. IV 169 ff. scherzt er darüber:

„Dasein in meinem eignen Haus,
Da trifft kein fröhlich Mahl die Maus,
Die muß sich ihren Bissen fehlen.
Vor mir braucht man ihn nicht zu hehlen,
Da ich ihn selten offen sah.
Nur allzu oft mir das geschah,
Daß ich Wolfram von Eschenbach
Erduldet solch Ungemach.“

Es ist nicht ausgemacht, daß dieser ärmliche Wohnsitz in Eschenbach selbst war. Vielleicht war es jenes Wildenbere, das der Dichter im „Parzival“ (V 192) als seinen Aufenthalt erwähnt. Den Ort hätten wir eine Meile südlich von Eschenbach zu suchen, dort, wo jetzt der kleine Weiler Wehlenberg (im Volksmund „Willenberg“, bis zum 18. Jahrhundert „Wildenbergen“ genannt) liegt. In dieser Gegend bei Altenmur im Altmühltal haben die Eschenbacher gegenwärtig noch ihre meisten Wiesengründe (J. B. Kurz).

Am häuslichen Herd verlebte der Sänger ganz oder zumeist die letzten fünfzehn Lebensjahre, vollendete seinen „Parzival“ und arbeitete als Meister seiner Kunst an dem tiefreligisen Legendenepos „Willehalm“, bis der Tod ihm die Vollendung des Wertes abschnitt. „Der Tod nahm ihn gar so frühzeitig (also bi zite)“, klagt Ulrich von Eschenbach. Er wird nicht viel über 50 Jahre alt geworden sein. Der deutlichste Beweis, daß das

mittelfränkische Städtchen Obereschenbach (seit 1917 Wolframs-Eschenbach genannt) die Heimat des großen Dichters ist, liegt in der That, daß er daselbst sein Grab gefunden hat. Die That ist durch zwei Zeugen verbürgt. Der erste ist der Ritter Jakob Püterich von Reichertshausen, ein eifriger Sammler deutscher Dichtungen. Dieser erzählt in seinem „Ehrenbrief“ vom Jahre 1462, er sei 20 Meilen weit geritten, um des Eschenbachers Grabstätte zu sehen, und habe sie endlich gefunden. „Begraben undt besarckt — Ist sein gebein das edel — In Eschenbach dem Marckt. — In unserer Frauen Minster hat er sedl (Ruhestätte).“ Der Deckstein des Grabes war über den Fußboden erhöht und trug das (Krug-)Wappen des Ritters. Auf einer eigenen Tafel war die Grabchrift angebracht, in der aber das Todesjahr fehlte, das wohl in den anderthalb Jahrhunderten unleserlich geworden war. Wieder 150 Jahre später, am 5. August 1608, hat der Nürnberger Patrizier Kress das Grabmal „des strengen Ritters, Herr Wolfram von Eschenbach in der Deutschherrnkirche“ gesehen. Eschenbach ist im 13. Jahrhundert, teilweise noch zu Wolframs Lebzeiten, in den Besitz des Deutschen Ordens gekommen, und die Deutschherrnkirche ist die vom Orden nach 1250 erbaute, oben genannte Marienkirche (Frauen Minster), die heutige Pfarrkirche von Wolframs-Eschenbach. Von dem Ehrenggrab ist darin heute keine Spur mehr vorhanden; es wird im 17. Jahrhundert beim Umbau oder im 18. bei der Restauration der Kirche entfernt worden sein.

So hätte denn weder der Grabstein in der Liebfrauenkirche noch der Steinbau der Wildenburg, die ebenfalls spurlos verschwunden ist, den Namen des Eschenbachers in unsere Zeit herübergerettet. Sein äußeres Leben hatte für seine Zeit und für die nachfolgenden Geschlechter keine dauernde Wirkung. Nur die dichterischen Leistungen und besonders die zwei großen Ritterspen haben ihm ein bleibendes Andenken gesichert, zuerst im Gedächtnis seiner Kunstgenossen, für später wenigstens in den Schränken der Bibliotheken. Diese Werke sind und bleiben sein Ehrendenkmal, zugleich der getreue Spiegel seiner Persönlichkeit und der Maßstab für seine Dichtergröße.

Als großer Dichter ist Wolfram von Eschenbach allgemein anerkannt. Zwar werden wenige Beurteiler so weit gehen wie der Romantiker Fr. v. Schlegel, der ihn den größten deutschen Dichter nennt. Dazu fehlt wenigstens die tadellose Kunstform, auf die man bei einem vollkommenen Künstler nicht so leicht hin verzichten möchte. Näher kommt man der

Wahrheit wohl, wenn man ihn mit den meisten Literaturhistorikern als den ersten Dichter des deutschen Mittelalters gelten läßt. Das trifft auch so ziemlich mit der Meinung des 13. Jahrhunderts zusammen, die der schon genannte Grabenberger in die Worte faßt: „Leien munt (d. h. ein Ritterfänger) nie baz sprach“ (Wigalois 6343), und die uns auch der grimmige Gottfried von Straßburg wider Willen bestätigt; denn indem er den Eschenbacher als Rivalen dem Hartmann von der Aue, dem anerkannten Führer der schwäbischen Dichtergruppe, gegenüberstellt, bezeugt er, daß auch jener unter die Meister gezählt wurde, ja als Vorbild und Bannerträger der bayerischen Dichter galt, die ihren schwäbischen Genossen zwar an Feinheit der Sprache nachstehen, sie aber an Gehalt und Würde überragen. Die höchste Bewunderung für Wolfram hegt der Dichter des jüngeren Eitrel, der ein halbes Jahrhundert später dessen Eitrellieder zu einer großen Graldichtung ausbaute, ohne jedoch seinem gefeierten Meister viel Ehre zu machen. Bereits zu einer sagenhaften Größe ist Wolfram ausgewachsen in dem mitteldeutschen Gedicht vom „Sängerkrieg auf der Wartburg“. Er ist da der allbezwingende Riese, der durch die Macht seines Geistes und Wortes sogar den Zauberer Klingsor und dessen höllischen Schutzgeist Nasson überwindet. Auch der kleinere Nachwuchs, die bürgerlichen Meisterfinger des 14. und 15. Jahrhunderts, die sich so gern als die Erben und Träger des höfischen Minnesanges aufspielen, halten ihn in hohen Ehren und feiern ihn unter dem Namen Wolfgang Rohn als einen Ahnherrn ihrer Zunft. Einen noch greifbareren Beweis, wie hoch unser Dichter von Anfang an geachtet wurde, haben wir schließlich an der Überlieferung seiner Werke. Von keinem Dichter jener Zeit sind uns so zahlreiche Abschriften erhalten wie von ihm. Vom „Parzival“ kennen wir deren etwa 50, unter denen einige ins 13. Jahrhundert, ja in das erste Drittel desselben, d. i. bis zur Zeit des Dichters selbst zurückgehen. Auch der „Willehalm“ ist in ebenso vielen Handschriften ganz oder stückweise vorhanden. Die Mehrzahl dieser kommt aus den Bibliotheken des Deutschordens. Das ist bezeichnend; in keinem Dichterwerk ist die eigentliche Berufsaufgabe der Ritterorden, der Kampf für den Glauben, so tief und begeistert geschildert wie im „Willehalm“. Überhaupt muß betont werden, daß die religiösen Zeitgedanken des christlich-deutschen Rittertums erst durch Wolfram ihre künstlerische Ausgestaltung erhalten haben. Wohl waren schon in den Epen von Hartmann und seinen Zeitgenossen die stofflichen Bestandteile der weltlichen wie der geistlichen Ritter-

dichtung nebeneinander gelagert. In andern Fällen war wohl auch der geistliche Inhalt ritterlichen Lebens und Strebens nach dem Vorbild weltlicher Epik ausgewirkt worden. Aber eine wechselseitige Durchdringung und Verschmelzung geistlicher und weltlicher Ritterideale in einem einheitlichen Kunstwerke gab es nicht vor den zwei Hauptdichtungen Wolframs.

Indessen beschränkt sich des Eschenbachers Verdienst und seine Bedeutung nicht auf den Kulturkreis des deutschen Mittelalters. Mehr als alle seine Standesgenossen ist er auch für die Gegenwart eine lebendige Dichtergröße geblieben. Dazu macht ihn zumeist seine weite und tiefe Lebenserfassung. „Wolfram hat alle seine Zeitgenossen wie an Reichtum und Fülle, so an Tiefe und Großartigkeit der Gedanken weit übertroffen“ (H. Kurz) und, was noch bedeutsamer ist, er verband diese reiche und großartige Gedankenwelt zur höheren Einheit einer abgeschlossenen Weltanschauung, die fest gegründet und verankert ist in lebendigem, übernatürlichem Christenglauben. Wer dafür Belege im einzelnen sucht, findet sie ausgiebig im „Parzival“ und „Willehalm“. Katechetische Begriffsbestimmungen freilich oder ein System der christlichen Offenbarung wird niemand in einer höfischen Ritterdichtung erwarten. Aber mit einer Schärfe und Klarheit, die bei einem Laien jener Zeit erstaunlich ist, formuliert er meist in edelster Dichtersprache z. B. die Grundlehren von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, Erlösung und Rechtfertigung, von den Engeln, dem Sündenfall, der Erbsünde. . . . Unter den religiösen Einrichtungen der katholischen Kirche beschreibt er u. a. Taufe, Eucharistie, Altar, Stundengebet (salter), Buße als Sakrament und als Tugendübung. Wolfram kennt die Anrufung der Heiligen (W. I 123) und das Gebet für die Verstorbenen (P. IX 1255 ff.). Mit besonderem Nachdruck bekennt er sich zur dogmatischen Grundlage der Marienverehrung: „Gottesmutter und Jungfrau“ (P. IX 452 956. W. I 1122; V 125; VI 675 897; IX 122 1592). Von den volkstümlichen Marienandachten jedoch spricht er nicht; die bekanntesten derselben waren vor seiner Zeit wenig verbreitet oder überhaupt noch nicht vorhanden. „Weder Marienkultus noch Papsttum drängen sich uns bei ihm auf“ (Bötticher). Das ist vollkommen wahr. Wenn aber nun Bötticher, A. Schulz u. a. zu dem Schlusse kommen, Wolfram sei ein Vorläufer Luthers gewesen, so findet diese konfessionell zugespitzte Behauptung in des Eschenbachers Dichtungen keine Bestätigung. Man kann ja vielleicht aus Wolframs Charakter irgend-

einen Zug herauslesen, der auch dem Wittenberger Reformator eignet. Wer aber bei der Vergleichung an das Lutherische, etwa den Rechtfertigungsglauben oder den Papsthaß, denkt, der wird beim Dichter des „Parzival“ vergebens nach einem Gegenstück suchen. Kirchliche Verärgerung verunstaltet seine Dichtungen nicht; auch nicht politische Leidenschaft.

Wolframs Dichtergröße hat als zweiten Tragpfeiler die hohe, ernste Sittlichkeit, deren innersten Kern wir uns am zutreffendsten denken als deutsche Treue, geläutert und geädelt durch demüthigen Christensinn. Dieser sittliche Ernst hat aber bei ihm durchaus keine weltcheue Jenseitsrichtung. Im Gegenteil; mit demselben „verbindet sich die lebendigste Empfindung für alles Hohe und Schöne, das innigste und zarteste Gefühl für die rein menschlichen Regungen des Herzens. Kein Dichter hat die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, der Kinder zu ihren Eltern, keiner hat die Geschwisterliebe, die eheliche Liebe und Treue, die Liebe der Freunde und Verwandten, keiner hat diese tiefsten Gefühle der Menschenbrust so innig und ergreifend, so wahr geschildert als Wolfram, der aber auch eben vielleicht deshalb weniger geeignet war, die verzehrende Leidenschaft der Geschlechtsliebe zu erfassen“. Dies hohe Lob muß man vollauf gelten lassen, doch nicht ohne die Einschränkung, die ihm H. Kurz selbst nachträglich anreicht. „In den Schriften Wolframs finden sich nur wenige Stellen, welche an die Gemeinheit der höfisch ritterlichen Lebensansicht erinnern.“ Dieser Tadel darf im Interesse der Wahrheit auch nicht abgeschwächt werden. Denn mag man noch so gerne zugeben, daß das starke Geschlecht des 13. Jahrhunderts nicht an der lüsterne Reizbarkeit litt wie der moderne Kulturmensch und daß die wirklich gesunde Natürlichkeit manche sittliche Gefahr verminderte, so müssen die Lasziven, dem Ausland nachgebildeten Tagelieder doch auch für jene Zeit anflößig gewesen sein. Das eine Titurrellied, inhaltlich ein Gegenstück zu Halbes „Jugend“, ist wenigstens ein leichtfertiges Spielen mit dem Feuer. Selbst die herrliche Parzivaldichtung, die Perle unserer mittelhochdeutschen Literatur, ist wenigstens für die Jugend kein einwandfreies, erhebendes Kunstwerk, wenn nicht einige kraße Schilderungen gemildert und lüsterne Anspielungen entfernt werden. Doch wie erklären sich diese leichtfertigen Anwandlungen bei dem ernstesten Dichter? Wolfram ist kein Anwalt der schrankenlosen Sinnlichkeit, er bekennt und vertritt entschieden das Sittengesetz. Aber er ist in seinem Urtheil ein Kind seiner Zeit und als armer Sänger nachgiebig gegen die Wünsche seiner Zuhörer, unter denen für gewöhnlich

nicht die Edeln und Weisen, sondern die Leichtsinrigen und Freigebigen den Ton und Geschmack bestimmen.

Eine ähnliche Abhängigkeit vom Zeitgeist ist es, was die Eigenart seiner Kunst bestimmt. Diese ist wesentlich eine höfische, d. h. ritterliche Ständedichtung. Als solche beschränkt sie sich zunächst darauf, die Anschauungen und Lebensformen des Ritter- und Adelsstandes darzustellen. Turniere, Abenteuer, Minnedienst, Zeremoniell des Hoflebens usw. in allen erdenklichen Umständen füllen und schwellen diese Dichtung. Sie ist auch nur für Leser und Hörer aus diesen Ständen gedacht und empfunden, wie schon die Ausdrucksweise lehrt. Schild, Schwert, Lanze sind darin die häufigsten Bilder. Frauengunst heißt ein „schützender Schild“, getrübt Freude ein „verhauener Schild“. Der Pechvogel führt das „Wappen des Unheils“, der zum Untergang Bestimmte das „Wappen des Todes“ (P. XIV 300). Als Herzogin ihres Gatten Tod erfährt, da „bricht ihrer Freude Klinge mitten im Hest entzwei“. Höfische Kunst ist endlich eine aus der Fremde stammende Modelkunst, eine französische Zierpflanze, und zwar ist nicht bloß die Kunstform, sondern auch der Stoff, die Sage aus dem westlichen Nachbarland eingeführt. An dieser Stelle fällt auf das Dichterbild Wolframs wieder ein dunkler Schatten, der Vorwurf sklavischer Abhängigkeit von seinen Vorbildern. Wer dieser Anklage am meisten Vorschub leistet, ist der Dichter selbst durch die umständliche Hervorhebung und Kritik seiner französischen Vorlagen. Was wir in der Sache zu urteilen haben, läßt sich kurz sagen.

Wir wissen über Wolframs Quellen nicht allzubiel, aber für diesen Zweck vielleicht eben genug. Die eine der Quellen, welche er besonders rühmt, die Graldichtung des „Provençalen Rhod“, hat möglicherweise gar nicht existiert. Und wenn, so war es nur die Erzählung der Grallende, worin sie von der zweiten Quelle abweicht. Bei dieser zweiten aber, dem „Perceval“ des Chrestiens de Troyes, zeigt die Vergleichung, daß der Eschenbacher ihr durchaus nicht sklavisch folgt, wenigstens viel unabhängiger gegenübersteht als seine dichtenden Zeitgenossen. Wenn infolgedessen der deutsche „Parzival“ sogar manches brauchbare Gralmotiv einblüht, so überträgt er andererseits das französische Rittergedicht an Einheit und Innerlichkeit. Wolfram stellt vom ersten Vers an seine Schöpfung auf eine hohe sittliche Idee ein und bringt diese Idee in der folgerichtigen Ausgestaltung einer großen, freien Persönlichkeit zu einheitlicher Durchführung. Parzivals Bildungs- und Läuterungsweg, der ihn vom naiven Kinderglauben durch

den langen, dunklen Wald des Zweifels und der Seelennot zur Geistes-
höhe des Paulinischen *scio, cui credidi* — „ich weiß, auf wen ich mich
verlasse“ emporführt, ist eine Lösung des Menschheitsproblems, und zwar
die vollwertige Lösung in der Fassung des christlichen Mittelalters. Wolf-
rams Gedicht reiht sich schon damit unter die Meisterwerke der Weltlite-
ratur neben Dantes *Commedia* oder Goethes „Faust“. Für Chrestiens
„Gralerzählungen“ einen ähnlichen Platz zu beanspruchen, ist wohl noch
niemand eingefallen.

Noch in einer andern Richtung betätigt sich des Eschenbachers Selbst-
ständigkeit dem Ausland gegenüber. Seine Sprache hat einen starken
Strom frischen Saftes aus dem deutschen Heimatboden gesogen. Er nähert
sich wieder mehr dem Altmeister Veldeke und der Volkspoesie. Aus den
Wendungen und Bildern dieser erwächst nicht zum wenigsten die bekannte
Frische und Bollsaftigkeit, aber auch das Kantige und Herbe seines Aus-
drucks. Die Gesinnung des Zweiflers gleicht bei Wolfram „der Eister-
farbe“, die Denkweise des Dummen „dem aufgeschreckten Hasen“, die
Treue des Falschen „dem Frühlingseise“, der Ungefittete „dem Vogel in
der Mause“. Aber man stelle sich des großen Dichters Sprache doch ja
nicht vor wie eine schwächliche Brunnenröhre, deren dünner Wasserfaden
allmählich und unmerklich aus verschiedenen Äderchen zusammenfließt. Sie
ist ein mächtig sprudelnder Bergquell, der mit gewaltigem Drucke aus der
Tiefe hervorbricht, laut und lustig über Stock und Stein den Abhang
hinunterrauscht in herzerquickender Frische und Klarheit, aber freilich —
nicht eingeeengt zwischen die starren Dämme der schulmäßigen Sprach- und
Stillehre, darum auch nicht in geregelter, gefitteter Laufbahn, sondern in
sonderbaren Sprüngen und Windungen. Wolfram weiß das selber auch.
Min tiutsch ist etswa doch so krump gesteht er (W. V 671). Man
braucht nur wenige Seiten aus „Parzival“ zu lesen, um zu fühlen, daß
Gefälligkeit des Ausdrucks, Ebenmaß in Satz- und Versbau nicht Wolframs
Sache ist. Gewunden und gepreßt erscheint uns oft die Gedankenreihe,
überraschend der Ablauf der Vorstellungen, ungleichmäßig ihre Ausgestal-
tung, unermittelt ihr Zusammenhang. Die Vorliebe für das Rätselhafte
und Seltsame, den abenteuerlichen Gelehrtenkram, die Häufung von Namen
und Motiven, die kometenartig in die Haupthandlung hereinfliegen und
wieder daraus verschwinden, bevor sie von deren Anziehungskraft erreicht
werden; dieses und ähnliches empfinden wir als Stilmängel. Wolframs
Zeitgenossen ebenfalls. Bekannt ist, wie scharf und höhnisch sich der zierliche

Meister von Straßburg ausläßt. Er rühmt (Trist. u. Is., B. 4619 ff.) die feine, leichte Sprache Hartmanns und fährt dann fort:

„Wer gute Rede wohlgefinnt
Und edel kann verstehn und fassen,
Der muß dem Auer billig lassen
Sein Kränzlein und den Vorbeerzweig.“

(Und auf den Eschenbacherweisend:)

„Wer aber einem Hasen gleich
Will auf der wortgeblümten Heide
In hohem Sprung, unsteter Weide
Mit Worten würfeln auf gut Glück
Und zu dem Vorbeer hebt den Blick
Und darauf hofft in eitlen Wahn,
Der drängt uns nicht aus unsrer Bahn.“ . . .

„Nein, keiner diesen Kranz gewinnt,
Des Worte nicht wohl gewaschen sind.“ . . .

„Jedoch der wilben Märe Finder,
Geschichtenjäger und -verkünder,
Die zaubernd mit den Ketten klirren
Und stumpfe Sinne trügend firren,
Die wollen, daß ein Stod uns schatte,
Nicht Schatten komme vom Bindenblatte.“ . . .

„Ja, glaubt es, diese Märchenjäger,
Sie müssen eigne Wortausleger
Mit ihren Mären lassen gehn,
Sonst können wir kein Wort verstehn.“ usw.

Gottfried hat die Schwächen Wolframs richtig erkannt, aber er tut unrecht, ihnen entscheidende Bedeutung beizulegen. Der Dichter Wolfram ist eine knorrige Rieseneiche, Gottfried sieht nur die Knorren an ihm. Wolfram behandelt die Dichtersprache zwar mitunter recht herrisch, aber er ist auch wirklich ihr Meister und Gebieter. „Alle Mittel der Rede stehen seiner Kunst unbedingt zur Verfügung“ (Schönbach).

Die Sprache ist übrigens nur die Außenseite des Dichters. Wichtiger noch für seine Beurteilung ist der Einblick in des Dichters Seele, die in schöpferischer Phantasie, Gestaltungskraft, in Empfindung und Stimmung sich auswirkt.

Wie heller, warmer Sonnenschein über einer Frühlingslandschaft, so breitet sich über Wolframs Dichtung ein frischer, köstlicher Humor. Gleich weit entfernt von pessimistischem Ingrimms wie von frivoler Leichtfertigkeit, weiß er des Lebens Ernst in heiterer Kunst zu verklären. In überlegener Gemütsruhe schwebt und webt er über dem Tun und Treiben seiner Ge-

schöpfe wie über dem eigenen Menschenhicksal. Es sei nur erinnert an das Kindheitsidyll im Walde Soltane, an die schaltthafte Gemüthlichkeit, mit welcher der Dichter sich selbst als toersche Beier einführt (P. III 155). Die ausgehungerten Bürger des belagerten Belrapeire „lassen das Zähneflochern bleiben“. Ihre Not erinnert ihn an das eigene Heim, „wo die Mäuse nicht viel zu knuspern finden“.

Die Schöpferkraft, die der Dichter des „Parzival“ und „Willehalm“ im Erfinden und Gestalten seiner Charaktere und Figuren beweist, grenzt ans Wunderbare. Eine fast unübersehbare Menge von Einzelpersonen hat er theils in seiner Vorlage theils in seiner Phantasie gefunden. Das sind aber bei ihm nicht etwa bloße Gruppen von Namen, die gelegentlich mit einem schmückenden Beiwort verbrämt werden. Das sind alles ganze Lebewesen, Menschen von Fleisch und Blut. Wolfram weiß sie alle plastisch zu gestalten, abzurunden, zu beseelen. Dabei beschränkt er seine ausgestaltende Kleinarbeit nicht auf die Hauptcharaktere wie Parzeval, Willehalm, Gawan, Trebrizent. Auch die vielen Nebenfiguren sind mit echter Künstlerliebe ausgeführt in feiner Abstufung und Abschattung gegeneinander und in wirkungsvollem Abstand von den Hauptpersonen. Man sehe nur einmal die lange Reihe seiner herrlichen, durch und durch individuell gezeichneten Frauenbilder. Da ist das Mütterchen Arnibe, ebenso umsichtig und fürsorgend wie neugierig und redselig, und ihr Gegenstück, die tüchtige, aber derbe Wirtstochter Bene. Die beiden jungen Frauen Rondwiramur und Jeschute, die erste im wirklichen, aber nicht sorgenfreien Besitz, die zweite im bitteren Verluste ihres jungen Glückes. Die beiden Welt Damen Antikonie und Orgeluse, einander ebenbürtig an sittlicher Leichtfertigkeit, aber ganz ungleich an Geistes- und Herzeigenschaften; die beiden Bäderinnen Sigune und Rundri; die zwei Badische Obilot und Oboie, der eine naiv und gutherzig, der andere kokett und eigensinnig; die zwei Töchter des Fürsten Racheniz, noch ohne eigenen Namen, allerliebste Kinderfiguren im Stile eines Moriz Schwind. Aus der Kapuze ihrer Wallfahrerkutte strahlen die rosen Wangen, und die großen Kinderaugen heften sich halb entsezt halb mitleidig auf den riesigen Ritter im feuerroten, kalten Eisenwams.

Doch der Dichter gestaltet auch Unkörperliches, wie Zustände, Ereignisse. Sogar das rein Begriffliche erhält in seiner Auffassung und Empfindung ein leibhaftiges Dasein, wird ein denkendes, fühlendes Wesen (vgl. P. XIII 331 ff.):

„Nun sank auch hin der lichte Tag,
 Sein Schimmer allgemach erlag,
 Und durch die Wolken drang der Schein
 Der Boten der Nacht, der Sternelein,
 Die eilig nahn, damit der Nacht
 Herberge sei bereitgemacht.
 Und hinter ihrem Heeresbann
 Zog langsam selbst die Nacht heran.“

Dem Eschenbacher steht nun zur Gestaltung dieser Wesen eine uner-schöpflich reiche Bildersprache zu Gebote. Natur und Leben und im be-sondern die Lebensformen des Rittertums liefern ihm Gleichnisse und Bilder von überraschender, drastischer Sinnfälligkeit. „Der König wurde traurig“ heißt in der Sprache Wolframs: „Die Freude und der König sagten sich Fehde an.“ „Er schwankt zwischen Lust und Leid“ lautet bei ihm: „Freude und Leid rennen mit eingelegten Lanzen gegeneinander.“ Die belebende Kraft der Phantasie ist so stark, daß er oft selbst ihrem Banne zu verfallen scheint. Er tritt immer wieder in persönlichen Ver-kehr mit den Gebilden seines Geistes und verhandelt in direkter Rede z. B. mit der frou Minne, frou Aventiure, frou Witze. Dieser warm-blütige Subjektivismus, der im scharffen Gegensatz steht zur klassischen Objektivität, ist ein echtes Gewächs der Volksdichtung, ein Kind der Phan-tasie und des Humors. Während nun aber Natürlichkeit und packende Gewalt dieser Bilder das eigenste Wahrzeichen des geborenen Dichters ist, so gehört zur taktvollen Auswahl und Verwendung derselben ein geschulter Künstlergeschmack. Jenes angeborene Talent besitzt Wolfram im hohen, ja höchsten Grade, wofür die Leser seiner Werke keine Belege brauchen, diese Schulung dagegen wird man nicht selten bei ihm vermissen. Das Auftreten einer schönen Frau oder eines jungen Ritters vergleicht er z. B. sehr gerne (P. III 1544; V 125 347; XIII 346 u. o.) mit dem Licht des neuen Tages. Mitunter nun steigert er das Bild ins Bizarre und sagt von Herzeloyde, sie hätte genug Licht verbreitet, wenn auch alle Herzen erloschen wären. Eine schlank Person mit einem Reh vergleichen, wird in der Dichtersprache wohl angehen; Wolfram aber setzt Antikoniens Wuchs gleich dem „ausgestreckten Hasen am Bratspieß“. Daß das Herz von Schmerz „durchbohrt“ wird, ist eine geläufige Vorstellung, aber der hartgeprüfte Gurnemanz klagt, sein Herz sei vom Jammer „durchlöchert wie ein Zaun“. Von zwei Freunden, die sich glücklich wiederfinden, sagt Wolfram: „Sie drücken sich die Hand mit Macht, daß es wie dürres Reisig kracht.“ Doch das sind untergeordnete Einzelheiten.

Fassen wir schließlich noch die Arbeitsweise unseres Dichters ins Auge, so muß unsere Achtung vor seinem Wissen und Können aufs höchste steigen. Obschon er weder lesen noch schreiben kann und die französische Sprache sehr mangelhaft versteht, geht er daran, die große französische Gedichtung in seiner deutschen Muttersprache nachzubilden. Zu diesem Zwecke muß er sich das Original von einem Befkundigen vorlesen lassen, das Vorgelesene verarbeiten und dann seine deutsche Dichtung einem Schreibkundigen in die Feder diktieren. Daß er dabei nicht bloß den Überblick über das ungeheure Stoffgebiet, die zahllosen Personen, Ereignisse, Situationen, Charaktere usw. vor seinem geistigen Auge haben, sondern auch ständig den Wortlaut von Hunderten oder Tausenden von Versen im Gedächtnis behalten muß, ist wohl natürlich und notwendig. So erscheint es in der Tat als eine riesenhafte Leistung, unter diesen Umständen ein so ausgedehntes, vielverschlungenes Netz von Handlungen und Charakteren durch ein Werk von 25 000 Versen einheitlich und folgerichtig durchzuführen. Wenn ihm dabei manche Mißverständnisse und Verwechslungen mit unterlaufen, so ist dies leicht zu begreifen und zu entschuldigen. Solche Mängel sind belanglos gegenüber einer Riesenleistung an Gedächtnis- und Verstandesarbeit, wie sie der „Parzival“ darstellt. Ein solcher Geisteschatz müßte uns Kindern des papierenen Zeitalters, die wir unsere Geistesgabe nicht anders als schwarz auf weiß besitzen, ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung sein.

Damit hätten wir unser Dichterbildnis im Umriß vollendet. Wolfram von Eschenbach sollte und könnte für die deutsche Literatur und Kultur dasselbe sein, was Dante für die italienische geworden. Daß er es nicht ist und in absehbarer Zeit nicht wird, ist eine Tatsache, in der, man möchte fast sagen, sich die ganze Tragik deutscher Kulturentwicklung ausprägt. In dem tiefstinnigsten, allseitigsten Dichter unseres Mittelalters tritt vor uns jene große Zeit selbst, wo die deutsche Nation im Mittelpunkt der europäischen Völkersfamilie stand, fest gegründet in ihrer eigenartigen Kultur auf heimatlicher und christlicher Grundlage. Indem nun aber in der Folgezeit wir Deutsche von dieser Grundlage mehr und mehr abwichen, während unsere südlichen und westlichen Nachbarn trotz aller politischen Wirren und Wandlungen auf derselben weiterbauten, sind wir schon im 15. und 16. Jahrhundert weit hinter dem Ausland zurückgeblieben und im 17. und 18. in völlige Abhängigkeit von fremder Kunst und Sitte geraten. Es ist im höchsten Maße bezeichnend, daß wir zur Zeit der Erhebung

und Befreiung vor einem Jahrhundert durch die gewaltige Geistesbewegung der Romantik auf diese nämliche mittelalterliche Kultur hingewiesen wurden und von ihr aus einen Neubau deutscher Kunst, deutscher Größe und Einheit unternahmen. Wie bekannt, ist es dem internationalen Rationalismus und Materialismus bald gelungen, dieses ideale Unternehmen zu vereiteln und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das deutsche Geistes- und Kulturleben auf den Sumpfboden des Positivismus und Naturalismus zu stellen. Wie weit wir damit vom Weg des Glückes und Friedens abgeirrt sind, wird jetzt in der Zeit des Zusammenbruches vielen wieder einleuchten, manchem vielleicht auch dadurch verdeutlicht werden, daß er sich in jene Welt zurückdenkt, welche uns vor 700 Jahren der große Eschenbacher so gehaltvoll und lebenswarm gestaltet hat.

Josef Schorer S. J.